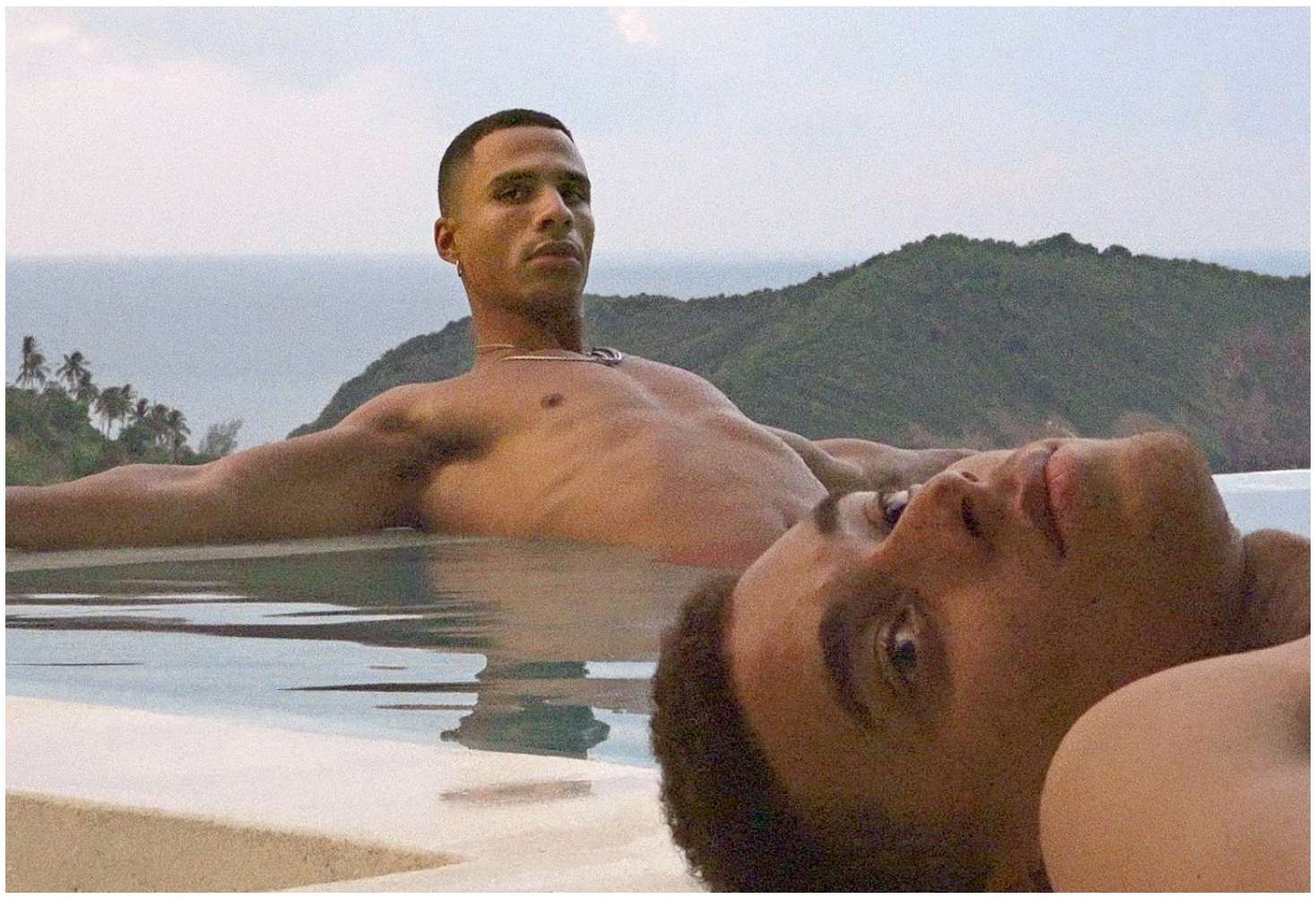
Dem Mann geht’s an die Wäsche

Das Kunstmuseum St. Gallen widmet sich Trumps Lieblingsthema «Manosphere». Die Schau ist heiss.

Daniele Muscionico



Männlichkeit ist auch eine Inszenierung. Videostill aus «I Want to Go Higher» (2023) von Amanda van Hesteren.

Bild: Amanda van Hesteren, Courtesy of the artist

Das erste grosse Foto ist ein Hingucker. Fehlt da nicht etwas? Fehlt nicht der Inhalt, schwänzt da nicht ein Mensch? Oder soll die klaffende Leerstelle bereits die Aussage sein?

Das Bild am Eingang zur Ausstellung zeigt abgelegte Männerkleidung. Socken, Schuhe, Unterwäsche, Hosen, Gürtel, Hemd, eine Krawatte. Ordentlich abgestreift und so, als ob der Träger nach dem Duschen verduftet wäre: Auch Männer machen also Häufchen!

«Used Man» heisst das Kunstwerk, und tatsächlich wurde dazu ein Mann «gebraucht». Die Arbeit stammt von der britischen Künstlerin Reba Maybury (*1990), sie ist eine politische Dominatrix. Als Domina kehrt sie patriarchale Verhältnisse um und bedient sich für ihre Kunstwerke ihrer submissiven männlichen Kunden.

Für diese Installation in St. Gallen befahl Maybury in einem Rollenspiel ihren Untergebenen, sich nackt auszuziehen und ihre Kleider so liegen zu lassen, wie sie fallen. Das Ergebnis sind Textilskulpturen und Alltagskunst, wenn man denn so will –, und wenn man es als alltäglich betrachtet, dass Männer ihre sexuelle Lust von Dominas befriedigen lassen.

Wo Frauen Männer ernsthaft brauchen

«Gebrauchte Männer» im Kunstmuseum ist ein Akt, der an die Wäsche geht. Er zeigt eine Lesart von Männlichkeit, die weich und verletzlich wirkt. Nichts Toxisches ist da, sondern pure Hingabe und sogar Aufgabe. Der Mann als abwesende Behauptung scheint sich sogar aus seiner eigenen Haut zurückgezogen zu haben und sich aus der öffentlichen Wahrnehmung zu verabschieden.

Damit suggeriert Mayburys Arbeit in ihrer Wirkung das Gegenteil des Kunstwerks, das seit 1997 ganz in der Nähe wuchtet, unverrückbar, weil massiv. Und viel zu kostspielig, um es jemals wieder zu entfernen.

Es ist eine Schenkung und stammt vom kalifornischen Gross-Plastiker Richard Serra: zwei rohe, aneinander gelehnte Stahlplatten. Der Künstler hat mit seinem Werk ein fait accompli und gleichzeitig ein Denkmal von Macht und Dominanz geschaffen.

Serras zeigt ein Stahlgewitter. Maybury demgegenüber weibliche Softpower. Und vielleicht auch einen Hinweis darauf, dass Metamorphose möglich ist.

Serra hier und die kommentierende Maybury dort bilden die Klammer einer Ausstellung, auf die man gewartet hat. Sie widmet sich dem Phänomen der «Manosphere» und ist ersonnen von Melanie Bühler.

Die Kuratorin will mit «Beyond Manosphere», jenseits des Phänomens, etwas über «Masculinity Today», über aktuelle Männlichkeit, in Erfahrung bringen. Die Auseinandersetzung lohnt und fordert dennoch das Publikum nach Kräften. Einsicht und ein roter Faden sind in der Schau auf die Schnelle nicht zu haben.

«Manosphere» ist überzeugt: Die Frau will zwei Dinge in einer Beziehung: Sie will manipulieren und dominieren. Doch kaum ist ein sozial und sexuell attraktiverer Mann in Sicht, gibt sie das Beta-Männchen auf: Beziehung ist Surviving of the Fittest, ist moralfreier Geschlechterkampf.

Nur Alpha-Männchen bekommen Frauen

Ungefähr so definiert ein Vertreter der sogenannten «Manosphere» das Verhältnis zum anderen Geschlecht. Die «Manosphere» in Foren, Blogs und Social-Media-Kanälen – befeuert durch den Trumpismus – ist ein Online-Ökosystem mit einer Bedeutung, die täglich lauter wird. Darauf will auch die Kunst reagieren. Vorreiterin in der Schweiz ist das Kunsthaus St. Gallen.

Was steckt hinter dem Phänomen, fragt sich Kuratorin Bühler. Natürlich kennt sie die Antwort nicht, doch zielführender als zu antworten sind ohnehin intelligente Fragen. Doch wer sich vom Museum eine Auseinandersetzung mit den Hardcore-Auswüchsen im Internet verspricht, wird zunächst enttäuscht.

Bühler hat ihre Ausstellung für das Stedelijk Museum in Amsterdam erarbeitet und ergänzt sie in der Schweiz um Werke aus der eigenen Sammlung. Ihr Kommentar von Richard Serra etwa ist gross!

Zusammengekommen ist eine Umschau von Männlichkeitsdarstellungen und Männlichkeitsprojektionen in der zeitgenössischen Kunst in allen möglichen Genres. Wichtig scheint es, klarzumachen: Männlichkeit ist eine Realität jenseits von Typen und Klischees.

Griffiger agiert teilweise der Ausstellungskatalog. Er versammelt als Bonusmaterial Essays zum Thema, unter anderem auch ein Interview von Melanie Bühler mit der feministischen Philosophin Judith Butler. «Es könnte keine Debatte über Männlichkeit geben, wenn es nicht verschiedenste Formen von Männlichkeit gäbe», weiss sie. – Ob das Argument bereits Hoffnung machen kann?

Beyond Manosphere
Masculinity Today, Kunstmuseum St. Gallen, bis 24. Januar 2027

Die Angst vor der Infiltration

Der südkoreanische Regisseur Na Hong-jin macht aus der Monsterjagd «Hope» ein Spiel mit politischer Paranoia.

Jonas Rippstein

Sung-ae (rechts, Hoyeon) und Bum-seok (Hwang Jung-min) spielen die Hauptrollen in «Hope».

Bild: Filmcoopi Zürich

Eine tote Kuh liegt auf einer Wiese. Blutverschmiert, brutal zugerichtet. Eine Gruppe Männer steht daneben, der örtliche Polizist Bum-seok (Hwang Jung-min) versucht, sich einen Reim darauf zu machen: War es ein Bär? Ein Tiger? «Hope» beginnt leise und mit dem diffusen Gefühl, dass hier etwas nicht stimmen kann. Das abgelegene «Hope Harbor», ein fiktiver Küstenort in Südkorea, nahe der entmilitarisierten Zone, wirkt wie ausgestorben.

Dann entdecken die Männer einen zerstörten Bauernhof, ein umgestürztes Auto und einen menschlichen Arm, der von einem Baum herunterhängt. Hier macht er aus der Monsterjagd ein Spiel mit dem Übermass. Die Bedrohung rückt Schritt für Schritt näher: Die Kamera bleibt eng bei ihnen, folgt ihren Blicken und Bewegungen, verliert dabei immer wieder den Überblick. Das ist nicht nur präzise inszenierter Horror, sondern setzt gleich das Prinzip des Films: Je genauer die Menschen auf die Spuren schauen, desto weniger verstehen sie. So wird die Suche selbst zur nervösen Expedition.

Komik trifft Endzeitstimmung

Plötzlich bricht eine Schiesserei in der Kleinstadt los, ein Auto wird über die Strasse geschleudert – doch das Wesen, das dafür verantwortlich ist, bleibt zunächst unsichtbar. Auf einem Plakat steht auf Koreanisch der Satz: «Schützt die Nation vor Infiltration». Die staatliche Warnung vor dem «Eindringen» eines äusseren Feindes bekommt eine groteske Wendung – denn tatsächlich ist da etwas eingedrungen, nur entspricht es ganz und gar nicht dem Feindbild auf dem Plakat.

Noch irritierender wird es, als Bum-seok mit seiner Schrotflinte durch die menschenleeren Strassen schleicht: Er schiesst beinahe auf einen älteren Mann, der sich unter einer Brücke versteckt und ihn lauthals beschimpft. Von ihm hört er die erste richtige Beschreibung des Monsters: Es sehe aus «wie ein Brei aus Erbsen und Bohnen», habe lange Arme und sei riesig.

Das Monster wohnt zu Hause

Viel schlauer werden sie nicht. In einer Metzgerei halten Bum-seok und der Alte einen Metzger für das Monster und schiessen auf ihn. Als sie ihren Irrtum bemerken, versuchen sie, ihn zu retten – und wollen tatsächlich die Polizei verständigen. Während das echte Monster draussen weiter lungert, macht dieser Irrtum die Szene umso absurder. «Hope» hat ein gutes Gespür dafür, wann aus Angst blanker Unsinn wird. Je grösser die Bedrohung wird, desto unbeholfener wirken die Menschen, die ihr begegnen.

Na Hong-jin lässt sein Monster wohl auch deshalb lange unsichtbar. Nach fast einer Dreiviertelstunde weiss man vor allem, was es anrichtet: zerstörte Häuser, tote Tiere, abgerissene Körperteile. Erst als der Polizist in einem Laden eine riesige Hand sieht, bekommt die Bedrohung einen Körper. Das Wesen ist grün, hat lange schwarze Haare und erinnert weniger an ein Alien als an einen mutierten Menschen. Gerade darin liegt sein Schrecken: Das Fremde wirkt plötzlich unheimlich vertraut.

Die altbekannte Paranoia

Was als Actionfilm beginnt, wird zum Film über Paranoia: Keiner weiss, was passiert. Selbst als das Wesen vor ihnen liegt, herrscht Unsicherheit. Im Grenzgebiet zu Nordkorea ist diese Angst keine abstrakte. Na Hong-jin treibt die Eskalation immer weiter: Schiessereien und Verfolgungsjagden häufen sich, die Aliens werden zahlreicher, aus der Monsterjagd wird eine Alien-Invasion. Dazwischen: Slapstick und Science-Fiction.Weil der Film seine Dimension ständig erweitert, bleibt selbst die spektakulärste Szene unberechenbar. Nicht alles gelingt – aber Na Hong-jin weigert sich, den Film kleinzuhalten.

Dass «Hope» in Cannes um die Goldene Palme konkurrierte, überrascht kaum. Na Hong-jin macht aus dem Übermass seine Methode. Nicht jede Idee geht auf, manche Szenen sind zu lang. Doch hinter dem Grössenwahn steckt ein Regisseur, der genau weiss, was er mit seinem Kino anstellt. Sein Film hat etwas, das vielen Hollywood-Blockbustern fehlt: den Mut, sich selbst zu überraschen. «Hope» zeigt, wie aufregend Kino sein kann, wenn es jede Vernunft verliert.

Neu im Kino
«Hope», ab 8. Oktober